Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 1

Artikel: Wiedersehen mit den GI's in den USA
Autor: Fischer, Joe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069268

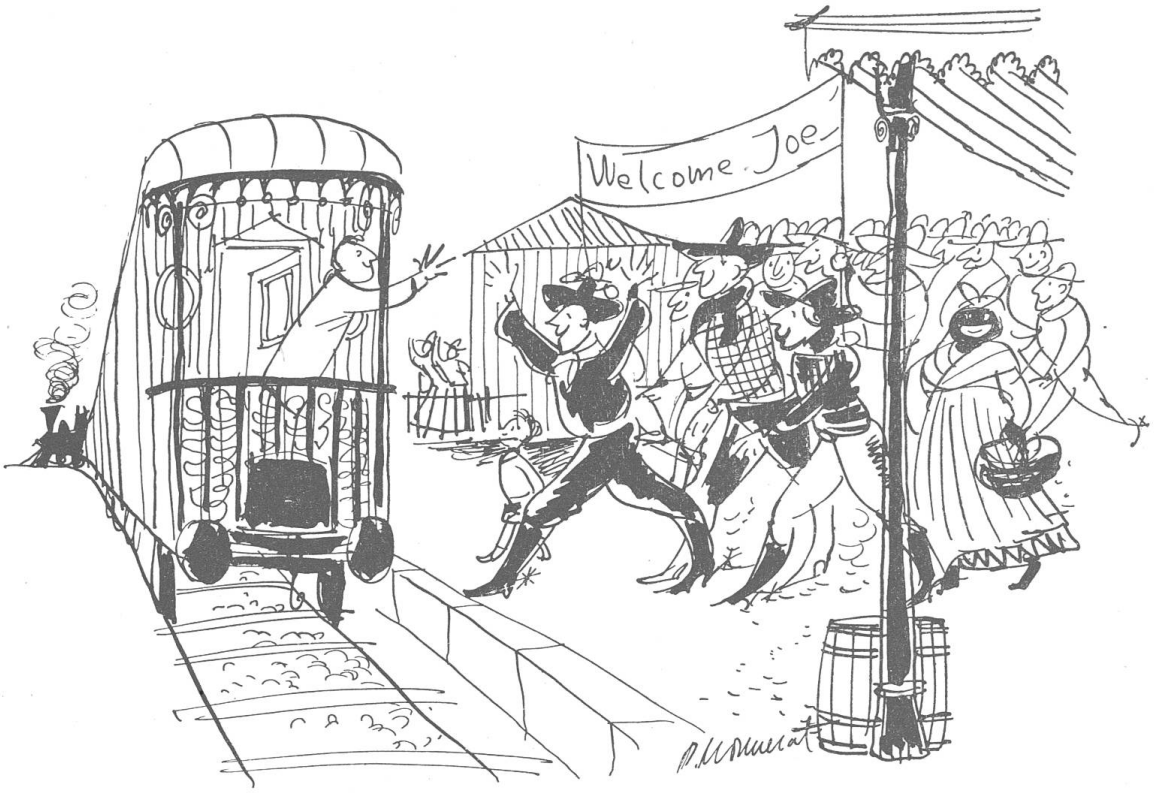
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wiedersehen mit den GI's *in den* USA

* * * * * * * * * * * * * *

Von Joe Fischer

* *

Der Verfasser hat im Jahre 1946 für den «Schweizer Spiegel» den Artikel «GI's und Swiss Girls» geschrieben. Er war während zweieinhalb Jahren für die amerikanische Urlauber-Aktion, zuerst als Reiseführer, dann als schweizerischer Delegierter im Lager Mailand und schließlich als Abteilungschef in der Leitung tätig. Dabei lernte er Tausende von amerikanischen GI's vom einfachen Soldaten bis zum General kennen und machte unter ihnen so viele Freunde, daß er sich dieses Frühjahr entschloß, nach den USA auszuwandern. Wir haben ihn vor seiner Abreise gebeten, uns zu berichten, wie sich seine Ferienfreundschaften im werktäglichen Leben bewähren, und wie das Bild, das er sich aus den Schilderungen der amerikanischen Urlauber von den USA machte, mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Gegen 11 Uhr abends fuhren wir langsam in den Hafen von New York ein. Welch phantastischer Anblick bot sich unsern Augen! Im Lichtermeer von tausend Farben grüßte uns die New Yorker « Skyline ». Im Dunst erkannte ich einige markante Gebäude wie das Empire State Building, das Rockefeller Center, und diese Riesenstadt erschien mir gar nicht so fremd, wie ich erwartet hatte.

Von kleinen Schleppdampfern gezogen, legte unser Schiff am Dock der Holland—

Amerika-Linie an. Noch eine letzte Paß- und Visumkontrolle, und schon fühlte ich amerikanischen Boden unter meinen Füßen. Die Zollkontrolle nahm einige Zeit in Anspruch; denn ich hatte verschiedene Geschenke für meine amerikanischen Freunde bei mir. Die Zollbeamten interessierten sich sehr für all die «Souvenirs from Switzerland», und bald war ich von einer ganzen Gruppe umringt, ließ meine Musikdosen spielen, mußte die Sennenkäppli aufsetzen und enttäuschte allgemein mit dem Geständnis, daß ich nicht jodeln könne.

Kaum war ich aus dem Zollgebäude getreten, bekam ich schon den raschen Lauf des amerikanischen Lebens zu spüren. Gestikulierend stürzten sich Transportagenten, Taxichauffeure und Zeitungsverkäufer auf mich und priesen ihre Dienste im besten New Yorker «slang» an. Ich war wirklich froh, bald meine Schweizer Freunde zu finden und diesem «Tollhaus der Geschäftstüchtigkeit» entrinnen zu können.

Von meinem ehemaligen Schulkameraden W. S. und seiner Frau wurde ich mit größter Herzlichkeit aufgenommen. Vor zehn Jahren war mein Freund ausgewandert, Amerikaner geworden und hatte mit der amerikanischen Armee im Pazifik gekämpft. Dort war er schwer verwundet worden und vor einem Jahr für kurze Zeit in seine ehemalige Heimat zurückgekehrt, um sich eine Schweizerin zur Frau zu holen.

Als Absolvent der Seidenwebschule in Zürich hatte er im Jahre 1938 bald eine gute Textilzeichnerstelle bei einer großen amerikanischen Textilfirma in New York gefunden. Diese Firma, eine der führenden in ihrer Branche, gehört ebenfalls einem Schweizer, welcher vor vierzig Jahren mit wenigen Dollars in der Tasche nach USA gekommen war. Trotz seinen großen geschäftlichen Erfolgen ist dieser Mann ein einfacher Schweizer geblieben.

Da mein Schulkamerad schwer verwundet aus dem Kriege zurückkehrte, konnte er seinen bisherigen Posten nicht mehr ausfüllen. Doch während er noch im Spital lag, wo er mehrere Operationen über sich ergehen lassen mußte, besuchte ihn sein Chef und versicherte ihm, daß er selbstverständlich wieder in seine Firma zurück könne. Heute hat er eine leitende Stelle als Chef einer Fabrikationsabteilung inne und besitzt ein reizendes Haus an der Peripherie von New York, ein sogenanntes GI-Haus. Da die Wohnungsnot in den USA ebenso groß ist wie in der Schweiz, hat der Staat Tausende von Einfamilienhäusern gebaut, die ausschließlich an «Veterans» vermietet oder verkauft werden, womit den aus dem Krieg zurückkehrenden Soldaten ermöglicht wurde, eine eigene Familie zu gründen.

New York ist das, was wir uns im allgemeinen unter einer amerikanischen Stadt vorstellen: Wolkenkratzer, Autokolonnen, Untergrundbahnen, Hochbahnen und hastende Menschen. Was mich am meisten beeindruckte, war weniger die Gewaltigkeit dieser Stadt, als die Insel der Ruhe und Beschaulichkeit in diesem Wirbel von Unrast: der Central Park. Ein kleines Paradies von Wiesen, Bäumen, kleinen Teichen mit spielenden Kindern, Sandhaufen, Bänken und Reitwegen. Nur die den Park umgebenden Wolkenkratzer und das ferne Gebrodel des gewaltigen Verkehrs erinnern einen, daß man sich mitten in einer Riesenstadt von 11 Millionen Menschen befindet. Für mich war der Central Park das erste Beispiel jener Gegensätze, denen ich in Amerika immer wieder begegnet bin. Dem Amerikaner scheinen diese Gegensätze nicht aufzufallen, er scheint sie sogar zu lieben, nur so läßt sich jene «show», die ich im «Radio City Music Hall», dem größten Variététheater der Welt mit 5000 Plätzen, gesehen habe, erklären. Erste Nummer des Osterprogramms: eine Kathedrale, in der eine Messe zelebriert wird. Kerzenlicht und alter Kirchengesang von ergreifender Eindrücklichkeit. Genau zehn Sekunden nach Fallen des Vorhangs erscheinen 36 kurzgeschürzte «Girls» auf der Bühne und tanzen im Rhythmus der neuesten Schlager. Vergeblich wird hier der europäische Neuankömmling nach einer Erklärung suchen.

Nach einigen unvergeßlichen Tagen verließ ich New York, um mich nach La Porte, Indiana, zu begeben, wo ich von meinem GI-Freund Jack Lay eingeladen war. Jack hatte als Leutnant in der amerikanischen Armee gekämpft und war kurz nach Kriegsende auf eine Schweizer Tour gekommen. Dort hatte ich ihn kennengelernt. Auf dieser Tour schlossen wir enge Freundschaft und sind seither in regem Briefwechsel gestanden. Als ich Jack von meiner baldigen Ankunft in den Vereinigten Staaten berichtete, hieß er mich herzlich willkommen und lud mich ein, einige Tage bei ihm zu verbringen.

Um 9 Uhr morgens fuhr der «Pacemaker» in die La-Salle-Station in Chicago ein. Es regnete, und graue Wolken hingen so tief, daß man nicht einmal die obersten Stockwerke der Wolkenkratzer sehen konnte. Ich hatte zwar meinem Freund Jack Lay meine Ankunft gemeldet, doch nie erwartet, daß er mir bis nach Chicago entgegenfahren würde. Zu meiner großen Freude traf ich ihn auf dem Perron, nachdem mir bereits eine «Travellers Aid» ihre Hilfe angeboten hatte. Die «Travellers Aid Organisation» ist in allen größern Bahnhöfen der USA zu finden und nimmt sich der Reisenden an, die sich in der betreffenden Stadt nicht auskennen. Den Einwanderern, welche von den geübten Augen der «Travellers Aid» sofort erkannt werden, leistet diese Organisation unschätzbare Dienste.

In aller Frühe war mein Freund Jack aufgestanden, um mir mit seinem Auto die mehr als 100 km von La Porte nach Chicago entgegenzufahren. Der Empfang war so herzlich, daß ich beinahe glaubte, meinen Bruder vor mir zu haben.

Nach einer interessanten und abwechslungsreichen Fahrt durch die gewaltigen Industriegebiete des mittlern Westen erreichten wir La Porte, eine typische amerikanische Kleinstadt von 20 000 Einwohnern.

Typisch die breite Hauptstraße, der sogenannte «main drag» mit den Warenhausfilialen, Kinos, Läden und den «Super Markets», jenen Selbstbedienungs-Lebensmittelgeschäften, wo jedermann mit einem kleinen Wägelchen bewaffnet sich die gewünschten Artikel selbst vom Gestell nimmt und dann am Ausgang bezahlt.

Typisch die weiten, ausgelockerten Wohnquartiere mit breiten Straßen und die, obschon es sich um eine Industriestadt handelt, meist einstöckigen, größtenteils aus Holz gebauten Häuser.

Die Herzlichkeit, mit welcher ich von der Familie Lay aufgenommen wurde, machte mir großen Eindruck. Vom ersten Augenblick an fühlte ich mich als ein Glied der Familie, und Mrs. Lay ersuchte mich, sie als meine zweite, meine amerikanische Mutter zu betrachten.

Überall, wo ich hingekommen bin, traf ich dieselbe Herzlichkeit und unbegrenzte Gastfreundschaft; doch bildete dieser erste Besuch bei einer amerikanischen Familie ein besonders wichtiges Erlebnis für mich. Ich hatte mir den amerikanischen Menschen kühl, immer von seinen Geschäften beansprucht vorgestellt, und nun wurde ich so herzlich wie noch nie aufgenommen. Alles wurde getan, damit ich mich wirklich zu Hause fühlen konnte und um ja kein Heimweh aufkommen zu lassen.

Zu meinen Ehren wurde ein kleiner Empfang gegeben, bei dem ich allen Bekannten und Freunden vorgestellt wurde. Jedermann war bestrebt, mir ein möglichst echtes Bild der Vereinigten Staaten und des amerikanischen Lebens zu geben. Täglich besuchten wir Sehenswürdigkeiten in der Umgebung und besichtigten Industrieanlagen, so unter anderem auch die bekannte Studebaker-Autofabrik, wo alle 50 Sekunden ein Auto das laufende Band verläßt.

Wie verschieden ist La Porte von dem Bild, das wir uns gewöhnlich von amerikanischen Städten machen! Keine Wolken-

kratzer, kein rasender Verkehr, sondern ruhiges, beschauliches Leben.

Der Amerikaner führt ein offenes Haus, und es herrscht ein reges gesellschaftliches Leben. Typisch für die amerikanische Gastfreundlichkeit scheint mir schon, daß die Gartenzäune fehlen und auch der Bau der Häuser, in die man durch die Haustüre direkt in die Wohnstube tritt.

Überrascht hat mich die große Anteilnahme, die selbst der Mann von der Straße für die europäischen Probleme aufbringt. Unzählige Male mußte ich über die gegenwärtige Lage in Europa und insbesondere in der Schweiz berichten, und stets stieß ich auf das gleiche, brennende Interesse.

Erstaunt hat mich ferner immer wieder, wieviel der Amerikaner von der Schweiz weiß und mit welcher Bewunderung er von unserm kleinen Lande spricht. Sehr viel zur Kenntnis unseres Landes hat zweifellos auch die amerikanische Urlauber-Aktion beigetragen, welche so zahlreichen Amerikanern Gelegenheit gab, unser Land näher kennen zu lernen. Immer aufs neue begegnete ich Leuten, die selbst in der Schweiz gewesen waren oder von denen ein Familienmitglied oder Bekannte die Schweiz besucht hatten. Noch gut erinnere ich mich an jenen Kondukteur auf dem «Pacemaker», dessen Sohn an einer Schweizer Tour teilgenommen hatte. Unzählige Fragen richtete er an mich, und die halbe Nacht hindurch mußte ich ihm von unserm Land erzählen.

Und jene Verwalterin des Zeitungskiosks in der La-Salle-Station in Chicago, deren Enkelin als WAC (Frauenhilfsdienst) die Schweiz besucht hatte, bestand darauf, daß ich all die Zeitungen und Süßigkeiten als Geschenk annehme. «Als Dank für die herzliche Aufnahme, die meine Jane in Euerem Lande gefunden hat und aus Bewunderung für Euer herrliches, friedvolles Land!», sagte Sie.

* * * *Die Helden von gestern* * * *

Nach einer unvergeßlichen Woche bei meinen Freunden in La Porte fuhr ich per Bus nach Omaha, Nebraska, weiter, wo ich meine Freunde Pat und Johnny Arganbright besuchen wollte. Pat und Johnny waren im Jahre 1946 auf einer Schweizer Tour gewesen, und zwar auf ihrer Hochzeitsreise. Von ihren Freunden hatte ich erfahren, daß sie sich am Tage vor der Abreise verheiratet hatten. Ich freute mich damals an diesem netten jungen Paar und machte mir ein Vergnügen daraus, mich ihrer besonders anzunehmen, um ihren «honeymoon» in der Schweiz zum großen Erlebnis werden zu lassen. Und wie dankbar sind sie mir für das wenige, das ich für sie tun konnte, gewesen!

Nun war ich zu ihnen unterwegs in einem der gewaltigen «Greyhound»-Bus. Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 70 Kilometern raste dieses Ungetüm durch die Nacht. Jede Stunde wird ein kurzer Halt eingeschaltet, bei dem man sich etwas strecken, Erfrischungen und einen kleinen Imbiß einnehmen kann. Diese Überland-Busse sind ein beliebtes und, vor allem im Verhältnis zu den Bahnen, sehr billiges Verkehrsmittel.

Am «Greyhound Bus Terminal» wurde ich von Pat und Johnny erwartet und mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Beide waren Ende 1946 aus der Armee entlassen worden. Sie leben in einer netten, kleinen Wohnung etwas außerhalb der Stadt, und beide arbeiten, Pat auf der Steuerverwaltung und Johnny in leitender Stellung im Büro der großen Fleischfabrik «Armour». Beide haben die Stellungen, die sie vor dem Krieg innehatten, nach Kriegsende wieder angetreten, und Pat gedenkt, für einige Zeit noch ihre Stelle beizubehalten, damit ihr gemeinsames Ziel, ein eigenes Haus, möglichst bald erreicht werden kann.

Pat und Johnny fanden sich schnell wieder ins Zivilleben zurück. Die großen Firmen haben alle ihre ehemaligen Angestellten, die im Militärdienst waren, wieder angestellt. Oft wurde mir mit großem Stolz erklärt, wie viele Angestellte der betreffenden Firma im Kriegsdienst gestanden hatten, und häufig findet man im Empfangsraum eine sogenannte « Roll of Honor », ein Verzeichnis der Namen aller Angestellten, die mit der amerikanischen Armee kämpften.

Sehr viele ehemalige Soldaten machen auch von dem « GI Bill of Rights » Gebrauch. Der « GI Bill of Rights » sichert jedem Angehörigen der amerikanischen Armee das Recht zu, sich auf Staatskosten ausbilden zu lassen. So kommt es, daß man heute neben den 17- und 18jährigen 25- bis 30jährige ehemalige Frontsoldaten auf den Schulbänken der «High Schools» und Universitäten sitzen sieht. Der Staat übernimmt die hier in den Vereinigten Staaten relativ hohen Schulgelder und bezahlt einen monatlichen Beitrag von 90 Dollars zur Bestreitung der Lebenskosten. Die Dauer, für welche diese Rechte in Anspruch genommen werden können, hängt von der Anzahl der Dienstjahre ab.

Durch diese Einrichtung wird es jenen Bevölkerungsschichten, denen eine höhere Schulbildung aus finanziellen Gründen sonst verschlossen bliebe, ermöglicht, sich fachlich auf das Leben vorzubereiten. Wegen der großen Zahl von jungen Leuten, die von diesem großzügigen Angebot des Staates Gebrauch machten, wird dieses eine bedeutende Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus zur Folge haben und damit sicher die Zukunft der Vereinigten Staaten erheblich beeinflussen.

Neben dem Recht zur Ausbildung auf Staatskosten wird der ehemalige Soldat sowohl vom Staat als auch von privaten Unternehmungen in mancher Weise bevorzugt.

Gewisse Staatsstellen sind nur Veteranen zugänglich, und oft liest man in Stellenangeboten privater Firmen, daß Veteranen bevorzugt werden. Häufig trifft man den Slogan « Don't forget the heroes of yesterday ! » (Vergeßt die Helden von gestern nicht !). Welch guten Klang der Name « Veteran » hat, ersieht man schon daraus, daß in Reklamen oft das Wort « Veteran » erscheint.

Der Staat und auch die privaten Unternehmer sind bestrebt, ihre Dankbarkeit gegenüber dem Soldaten, der seine Gesundheit und sein Leben für sein Land aufs Spiel gesetzt hat, zu zeigen. Unter diesen Umständen ist es wohl verständlich, daß die ehemaligen GI's sich wieder gut ins Zivilleben zurückgefunden haben. Unter all den vielen GI's, die ich in der Schweiz kennengelernt habe und mit denen ich seither in Kontakt stehe, befindet sich kein einziger, der nicht wieder eine wohlbezahlte Stelle und sein gutes Auskommen gefunden hätte.

Der Amerikaner ist viel weniger klassenbefangen als der Schweizer und daher bereit, jede Arbeit aufzunehmen, sofern sie gut bezahlt ist. Ein Klassenunterschied zwischen Geistesarbeiter und Handwerkern besteht kaum.

Auch pocht der Amerikaner nie auf seine Stellung und ist bereit, überall Hand anzulegen. So findet es ein Freund von mir, ein ehemaliger Hauptmann, absolut nicht unter seiner Würde, jeden Morgen selbst den Laden zu wischen, dessen Chef er ist.

Der militärische Rang hat hier keine große Bedeutung, schon deshalb nicht, weil die meisten Ränge nur für eine zeitlich beschränkte Zeit verliehen wurden.

Nachfolgend einige Beispiele:

C. W., Hauptmann, heute Monteur beim Elektrizitätswerk;

W. T., Sergeant, heute Chefingenieur des Elektrizitätswerks (Chef von C.W.);

C. G., Oberst, heute Angestellter bei einer Revisionsgesellschaft;

F. W., Hauptmann, heute Angestellter in einem Drug Store;

J. F., Major, heute Student (Universität);

N. H., Korporal, heute Besitzer des größten Warenhauses in Laredo (Umsatz 4 Millionen Dollars).

Von ganz extremen Fällen, wie sie zum Beispiel im Film « The best years of our

life » geschildert wurden, ist mir nichts bekannt; doch zweifle ich keineswegs daran, daß viele, selbst höhere Offiziere, heute einfache Posten bekleiden, die in der Schweiz ein Offizier nicht annehmen würde, ja vielleicht nicht annehmen könnte.

* * * *Welcome Joe!* * * *

Die schnelle Eingliederung der ehemaligen Soldaten ins Wirtschaftsleben wurde natürlich durch die gegenwärtig in den USA herrschende günstige Wirtschaftslage erleichtert. Hier in den Vereinigten Staaten herrscht Hochkonjunktur mit all ihren Vor- und Nachteilen, wie hohen Löhnen und hohen Preisen.

Als ich von meinem Freunde « Tex » in Laredo, Texas, ein Telegramm erhielt, in dem er mich ersuchte, möglichst bald nach Texas zu kommen, da mich dort eine Stelle erwarte, nahm ich von meinen Freunden Pat und Johnny in Omaha Abschied, und nach einer zweitägigen Reise erreichte ich über Houston, San Antonio, das Ziel meiner langen Reise.

Abends 10 Uhr fuhr der Zug langsam in den Bahnhof von Laredo ein. Bereits hatte ich mir überlegt, was ich tun wollte, falls mein Freund nicht am Bahnhof wäre. Ich traute meinen Augen kaum, als ich die vielen Leute auf dem Perron und all die « Welcome-Joe »-Plakate sah. Dieser Empfang überstieg meine kühnsten Erwartungen. Mein Freund « Tex » war mit allen seinen Freunden zu meiner Begrüßung erschienen, und ich wurde mit jener Herzlichkeit aufgenommen, für die die Südstaaten so bekannt sind. Es war ein wahrer Triumphzug, als die lange Autokolonne in die Stadt einfuhr.

Als ich mich bei meinem Freunde nach dem Grund dieses großartigen Empfangs erkundigte, sagte er mir: « Siehst du, Joe, viele dieser Leute waren als GI's Gäste deines Landes, haben es kennen und lieben gelernt, und mit diesem Empfang wollen sie ihre Dankbarkeit und ihre Achtung vor deinem Land bezeugen. »

Laredo, das 1940 nur 39 000 Einwohner zählte, hat heute eine Einwohnerzahl von 55 000. Als wichtigster Grenzübergang zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico nennt es sich stolz « Gateway to Mexico », Tor nach Mexico. Als Hauptort von Webb County, einem Bezirk von der Größe der gesamten Westschweiz, ist Laredo zum geschäftlichen Zentrum der Ölindustrie und der Landwirtschaft in dieser reichen Gegend geworden. Die unmittelbare Nähe von Mexico beeinflußt das Leben stark, und es ergibt sich daraus eine ideale Mischung von südlicher Lebensfreude und amerikanischer Tüchtigkeit.

Ich lernte in kurzer Zeit sehr viele Leute kennen. Bald hatte ich das Gefühl, schon lange hier zu wohnen und fühlte mich wirklich zu Hause. Man lud mich häufig zu Parties ein und bot mir immer wieder an, mir irgendwie behilflich zu sein.

Diese Hilfsbereitschaft des Amerikaners einem unbekannten Einwanderer gegenüber hat mich stets neu beeindruckt. Sie scheint nicht nur eine Charaktereigenschaft des Amerikaners zu sein, sondern ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß letzten Endes jeder Amerikaner oder doch seine Vorfahren einmal als Einwanderer in dieses Land kamen und für jede Hilfe dankbar waren. Oft zeigt sie sich bloß in Kleinigkeiten; aber auch diese sind typisch für die amerikanische Einstellung. So erwähnte ich einmal beiläufig bei einer Party, daß ich die große Korrespondenz mit der Schweiz bald nicht mehr von Hand bewältigen könne. Schon am nächsten Tag erhielt ich nicht weniger als drei Telephonanrufe von Bekannten, die sich anerboten, mir eine Schreibmaschine zur Verfügung zu stellen. Oder: eines Tages hielt ich mit dem Wagen aus irgendeinem Grund auf offener Strecke an, und bald stoppte der Stadt-Autobus an meiner Seite, und der Chauffeur, der

Gegen das Mißtrauen in die Liebe

« Der sogenannten Mutterliebe gegenüber ist vom erzieherischen Standpunkt aus größtes Mißtrauen angebracht. Sie ist in der Regel eine sehr triebhafte Angelegenheit und braucht eine intensive Korrektur durch pädagogische Kenntnisse und Einsichten. »

Aus dem Artikel eines schweizerischen Pädagogen.

Auch in solchen Äußerungen — sie sind sehr häufig — steckt natürlich etwas Wahres. Aber das Licht, das sie verbreiten, verhält sich zur Erkenntnis Pestalozzis wie das einer trüben Funzel zur strahlenden Sonne.

„Gute zärtliche Mutter! Wie Du von Gottes wegen als die erste Erzieherin Deines Kindes dastehst, so stehst Du von Gottes wegen als die erste Lehrerin desselben da. Dein Einfluß, der Eindruck Deiner ganzen Art auf die Entfaltung des Geistes und Herzens Deines Kindes ist unbeschreiblich. Dir ist durch Dein Gefühl gegeben, was keinem Menschen auf Erden für Dein Kind gegeben ist. Du trägst es gleichsam beständig in Deinem Gemüte. Es ist Dir jeden Augenblick gegenwärtig. Es bleibt in Dir, du lebst in ihm. Wie sein Anblick Dich mit Wonne erfüllt, so regt sich in ihm bei Deinem Anblick Lust und Leben. Es ist ihm bei Dir unaussprechlich wohl. An Deinem Arme und durch Deine Liebe ist seine Tätigkeit der freie und ungehemmte Erguß seines Innern. Durch Dich ergreift und veredelt sich seine ganze Natur."

PESTALOZZI.

glaubte, daß ich einen Motordefekt habe, anerbot sich, mir zu helfen.

Am Tage nach meiner Ankunft machte ich einige Einkäufe in einem Warenhaus, als mich plötzlich der Verkäufer fragte: « Isn't your name Joe? » (Ist Ihr Name nicht Joe?) Ja, nun erinnerte ich mich an den jungen Mann, der vor 2½ Jahren mit mir auf einer Tour in St. Moritz war und schon am ersten Tage seinen Fuß beim Skifahren verstaucht hatte und so todunglücklich war. Nicht des verstauchten Fußes wegen, wie er mir versicherte, sondern, weil er nicht mehr skifahren konnte. Lachend sagte er mir nun, daß das Skifahren wohl einen verstauchten Fuß wert war.

Dieser Carlos Villareal ist ein bezeichnendes Beispiel für einen jungen amerikanischen Menschen von heute. Er studiert am « Laredo Junior College »; in der freien Zeit arbeitet er als Verkäufer in einem Warenhaus und verdient sich so einen Zuschuß zu den staatlichen Stipendien.

Man ist hier der Überzeugung, Arbeit sei die beste Schulung für einen jungen Menschen, und deshalb findet man häufig Söhne wohlhabender Familien, die neben dem Studium noch irgendeine Nebenbeschäftigung haben, um sich das nötige Taschengeld einzubringen.

Lloyd S. zum Beispiel fährt täglich morgens 8 Uhr zur Rio-Grande-Brücke, wo er für 3 Dollars pro Woche den Wasserstand des Flusses mißt. « A Government job » (eine Staatsstelle), wie er mir stolz versichert.

Oder da ist Jimmy C., der während seiner Schulferien in einem muffigen Laden altes Armee-Material verkauft und später eine Ranch erben wird, die weit größer ist als das gesamte Stadtgebiet von Zürich. So bereitet Amerika seine jungen Leute für das Leben vor.

Laredo liegt hart an der mexikanischen Grenze; auf Schritt und Tritt läßt sich der spanische Einfluß erkennen. Da 80 % der Bevölkerung der Stadt mexikanischer Ab-

stammung sind, wird hier sehr viel Spanisch gesprochen, und es kommt häufig vor, daß ich mich im Lande Onkel Sams statt auf Englisch mit Zeichensprache verständigen muß.

Die Häuser sind meistens in spanischem Stil gehalten, die wichtigste Zeitung, die «Laredo Times», erscheint mit einem spanischen Teil, man findet mehr spanische Anschriften als englische, und häufig trifft man Leute, die seit Jahren hier wohnen und außer «Yes» und «No» kein Wort Englisch sprechen.

Laredo ist eine moderne Stadt mit zwei gewaltigen Hotels, mehreren großen Warenhäusern, Kinos, Hochschule und eigener Radiostation. Welche Insel moderner Zivilisation diese Stadt ist, dessen wird man sich erst richtig bewußt, wenn man etwas aus der Stadt herausfährt. Keine 5 Meilen außerhalb sieht man kein Zeichen menschlicher Siedlungen mehr. Nur der Streifen von Zement, die Überlandstraße, welche meilenweit schnurgerade die endlose Ebene durchzieht, erinnert einen daran, daß man sich in einer zivilisierten Gegend befindet. 150 Meilen ist es bis zur nächsten größeren Stadt, San Antonio, und dazwischen liegen die gewaltigen, mit niederem Gebüsch und Kakteen in den bizarrsten Formen bewachsenen Ebenen. Es ist das Gebiet jener riesigen Ranches, deren Besitzer mit dem besten Willen nicht sagen können, wie viele Kühe sie ihr eigen nennen. Niemand scheint sich um die gewaltigen Kuhherden zu kümmern. Nur ab und zu sieht man einen Cowboy, der verirrte Tiere wieder auf das Gebiet der Ranch zurücktreibt.

Wie ganz anders sieht der wirkliche Cowboy aus als der, den uns Hollywood auf der Leinwand vorführt! Kürzlich habe ich einen dieser Texas-Cowboys kennengelernt. José ist sein Name. Er liebt seine harte Arbeit. Täglich sitzt er 12 Stunden im Sattel seines ausgemergelten Pferdchens, um mit zwei Helfern die Herde von 500 Stück Kühen zu betreuen. Er stammt aus Mexico und spricht nur wenige Brocken Englisch, obschon er schon seit vielen Jahren in Texas lebt. Schulen hat er nie besucht; denn schon mit sechs Jahren mußte er sein Brot selbst verdienen. Sein Haus, eine ärmliche, baufällige Holzhütte, ist nicht sehr komfortabel. Ein Tisch, ein wackliger Lehnstuhl und ein selbstgezimmertes Bett machen so ziemlich alle seine Habseligkeiten aus. Nein, seit einigen Tagen ist er glücklicher Besitzer eines uralten Grammophons und einer einzigen Platte, seiner Lieblingsplatte. Wie erstaunt war ich, zu sehen, daß seine Lieblingsmelodie die englische Version des bekannten Schweizer Schlagers «Nach em Räge schint d'Sunne, nach em Briegge wird glacht» war. Unzählige Male mußte ich mir diese Melodie anhören, und er war so in diese Musik versunken, daß er dabei sein Bohnengericht, seine Hauptnahrung, kalt werden ließ.

*

In den letzten Monaten habe ich sehr viel Schönes erlebt, und ich bedaure keinen Augenblick den Entschluß, nach Texas auszuwandern, ausgeführt zu haben. Natürlich muß man sich in vielem umstellen, sich an das veränderte Klima, an die fremden Sitten gewöhnen. Doch das fällt einem jungen Menschen ja nicht so schwer, und ich hoffe nur, daß viele junge Schweizer sich entschließen, nach den USA auszuwandern. Die Vereinigten Staaten sind zwar nicht mehr das Land, wo die Dollars auf der Straße liegen, sie müssen durch harte Arbeit verdient werden, doch bietet dieses Land mit seinen teilweise noch wenig bevölkerten Gebieten und seinen freundlichen und hilfsbereiten Bewohnern auch heute noch große Möglichkeiten.

Was mich anbetrifft, so arbeite ich heute in einer Büromaterialfirma (ähnlich wie etwa Fürrer, Zürich). Mein Lohn beträgt $ 170.— im Monat, was in Anbetracht der Tatsache, daß ich in dieser Branche absolut keine Erfahrung hatte, gut ist. Ich kann davon ausgezeichnet leben und mir mit meinem Freund zusammen einen schönen Wagen leisten.